

## **Bausteine zu Zeit und Zeiterfahrung im Mittelalter.**

Thesenhafter Überblick zum Vortrag bei der Pro Scientia Sitzung vom 7. Mai 2008 (Innsbruck)

Mathias Moosbrugger, Innsbruck

In Abgrenzung von einem neuzeitlich-aufklärerisch imprägnierten Zeitverständnis, das über weite Strecken einen *kantischen* (Zeit als apriorische Erkenntniskategorie, d.h. als anthropologische Konstante), *technischen* (Zeit als nicht zur Disposition stehende Rahmenbedingung menschlicher Weltgestaltung) und *globalen-universalen* (Zeit als universales Medium transkultureller Interaktion) Charakter aufweist, konnte die Forschung nicht zuletzt im Anschluss an die französische Mentalitätsgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts herausarbeiten, dass noch bis weit ins späte Mittelalter hinein und z.T. darüber hinaus ähnlich wie in „primitiven“ Gesellschaften ein bedeutend weniger abstraktes Zeitverständnis vorherrschte, das sich mit Kategorien moderner Hermeneutik kaum umschreiben lässt. Es lässt sich allerdings zeigen, dass es gerade das Mittelalter war, das als die entscheidende Inkubationszeit der Entwicklung moderner Zeitvorstellungen anzusehen ist.

In erster Linie ist darunter die Weiterentwicklung ursprünglich zyklischer hin zu linear bestimmten Zeitverständnisses zu nennen. Die Welt- und Selbsterfahrung der frühmittelalterlichen europäischen Völker, die über weite Strecken agrarisch und stammesmäßig (tribal) organisiert waren, war in erster Linie durch zyklische Erfahrungen (vor allem ist hierbei das natürliche Sonnenjahr und die Generationenfolge zu nennen) strukturiert. Das bedeutete vor allem, dass die konkreten sozialen Lebenszusammenhänge der primären Gruppe die maßgebliche Matrix der Ausbildung der unhintergehbaren mentalitätsgeschichtlichen Strukturen darstellte. „Zeit“ war in diesem Kontext keine von tatsächlichen Handlungsverläufen abstrahierbare, objektiv fassbare Größe menschlichen Lebens, sondern war unbedingt mit den zyklisch bestimmten Kategorien des konkreten Zusammenlebens verbunden. So bedeutete beispielsweise das germanische Wort *ár*, das für gewöhnlich mit „Jahr“ übersetzt wird, eigentlich Ernte und Überfluss; das Wort für Zeit, das sich weiterentwickelt heute noch in der englischen Bezeichnung für die Gezeiten (tide) gehalten hat, meinte dagegen einen zyklisch wiederkehrenden Zeitraum, der für die Gestaltung des ganz konkreten Lebens von entscheidender Bedeutung war. In solche „geschlossenen“ sozialen Systemen, deren Reflexionsniveau über die Grundlagen der eigenen

Existenz faktisch nicht über ein rituell-mythologisches Niveau hinausreichte, musste der Einbruch einer fundamental veränderten Weltsicht, wie es vom sich ungeachtet kultureller Grenzen ausbreitenden Christentum transportiert wurde, als eine sowohl mentalitätsmäßig wie sozialgeschichtlich grundstürzende Kraft wirken.

Das Eigentümliche an dieser neuen Zeitvorstellung war, dass es sich letztlich nicht an kosmisch-natürlich-generativen Kategorien, sondern an einem spezifisch historischen Verständnis von Welt und Sein orientierte. Das hieß vor allem – und hier steht allzu offensichtlich jüdisches Erbe im Hintergrund –, dass man den einzelnen Ereignissen einen Einmaligkeitscharakter zuspricht, der nicht hundertprozentig auf innerweltlich-geschlossene Mechanismen zurückzuführen sei. Das ging so weit, dass man bestimmten Ereignissen und Ereigniskomplexen eine besondere Kraft bei der schlechthinnigen Normierung der Welt zugesteht. So sind es also – vergrößert gesagt – nicht mehr zyklisch wiederkehrende Riten, von denen man glaubte, dass sie für die Erhaltung und Strukturierung des Weltenlaufes notwendig seien, sondern singuläre Ereignisse mit heilsgeschichtlichem Charakter, die als von zentraler Bedeutung für die Weltgeschichte angenommen wurden. Vor allem die Menschwerdung Christi als das unhintergehbare Ereignis, in dem sich in den Augen der Kirche Sinn und strukturgebendes Prinzip der Weltgeschichte verdichtete, spielte selbstverständlich hier die entscheidende Rolle – diese ließ sich nicht auf zyklische Bewegungen reduzieren. Dieses linear-vektorartige Geschichtsverständnis änderte sich übrigens parallel mit dem damit korrespondierenden Raumverständnis.

Allerdings geschah der Übergang – auch auf der theologisch-reflexiven Ebene – nicht schlagartig. Gerade unter dem Einfluss neuplatonischer Philosophie gab es unter den christlichen Denkern der Antike (und z.T. in der ideengeschichtlichen Entwicklung bis heute) noch lange die Versuchung, das „ungewohnte“ lineare Denken in zyklische Prozesse einzuschmelzen. Denkerisch endgültig überwunden wurden solche Versuche durch die bekannte hochspekulativ-abstrahierende Geschichtsphilosophie des Kirchenvaters Augustinus, der die Dignität des kirchlichen Weltverständnisses von seiner Bindung an innerweltliche Mechanismen (v.a. das Römische Reich) radikal ablöste. Allerdings blieben solche „modernen“ Vorstellungen von einer nach vorne offenen, abstrakten Zeit lange einer schmalen intellektuellen Schicht vorbehalten – die Ausbreitung in breitere Bevölkerungsschichten sollte erst nach und nach während des späteren Mittelalters erfolgen. Der in ländlichen Kontexten lebende Bauer lebte z.T. bis ins 19. Jahrhundert „am Rande der Zeit“ in quasi-archaischen Zusammenhängen und blieb lebensweltlich auch weiterhin über weite Strecken von zyklischen Kategorien bestimmt. Dagegen wurde im klösterlich-

monastischen Bereich die Kulturleistung einer entsakralisiert-abstrakten „Zeit“ – ähnlich wie andere Kulturleistungen – während des frühen und hohen Mittelalters weitergetragen, wodurch ihre Popularisierung im spätmittelalterlichen Bereich überhaupt erst möglich werden konnte. Max Weber hat nicht zuletzt aus diesem Grund den Mönch als den ersten rationalen Menschen bezeichnet. Sein Leben und Handeln war geprägt von der beständigen Erinnerung an die einmaligen Ereignisse der Heilsgeschichte, was i.g.W. eine Absonderung von den existenziellen Bauprinzipien natürlicher zyklischer Systeme mit sich brachte – er lebte sozusagen nicht in natürlichen, sondern in künstlichen Zusammenhängen (Liturgie, Stundengebet). Zur Aufrechterhaltung eines solchen „künstlichen“ Lebensrhythmus’ mussten entsprechende Techniken entwickelt werden, die es einem ermöglichten, sich beispielsweise an die vorgeschriebenen Gebetszeiten (kanonische Stunden) zu halten. Atavistische Zahl- und Uhrsysteme (brennende Kerzen u.ä.) konnten dazu dienen, auch die nächtlichen Stundengebete zur rechten Zeit absolvieren zu können – allerdings wurde in der Regel auf der Grundlage der Temporalstunde, die sich je nach Jahreszeit veränderte, gerechnet; das Prinzip der während des ganzen Jahres gleichlangen Äquinoktialstunde war lange faktisch nicht bekannt.

Mit der Zeit wurden „massentaugliche“ Instrumente der Verbreitung eines spezifisch christlichen Zeit- und Weltverständnisses entwickelt. Zum einen kann hier die Liturgie genannt werden, die sowohl was ihren Ablauf als auch was ihre rituelle Architektur betraf enorm von einem linearen Zeitverständnis geprägt war. Auch im Kloster und bei der Klerikerausbildung wurden Techniken der Auseinandersetzung mit Zeit vermittelt, die eine Abkehr von zyklisch bestimmten Modellen mit sich brachte (so war der Kleriker verpflichtet, sich Grundkenntnisse im *computus* zu erwerben, um beispielsweise den richtigen Termin für die Feststellung des Ostertermins errechnen zu können, wenn auch durch die Verbreitung der über Jahrhunderten gerechneten Ostertabellen diese Kenntnisse nur sehr ungenügend verbreitet gewesen sein dürften). Neben solchen kirchlichen Versuchen gab es auch auf der Ebene des profanen Denkens Anstalten, ein vektoral strukturiertes Zeitverständnis durchzusetzen. So wurden die regional angelegten frühmittelalterlichen Chroniken zu Beginn des hohen Mittelalters immer stärker von den Annalen abgelöst. Das bedeutet, dass die Vorstellung sich durchgesetzt hatte, dass es unabhängig von konkreten Ereignissen unhintergebar die *anni* gab, in die alle möglichen Ereignisse, die wo und in welchem Kontext auch immer geschehen, eingeordnet werden könnten. Und überhaupt wird in dieser Zeit erstmals ansatzweise ein rationalisiertes Zeitverständnis spürbar – man konnte sich

tatsächlich vorstellen, dass es auch dort einen Zeitverlauf gibt, wo lebensweltlich betrachtet nicht Konkretes vonstatten geht.

Der entscheidende Katalysator bzw. Motor bei der Ausbreitung eines linearen, rationalisierten und abstrakten Zeitverständnisses sollte schließlich die Stadt, die vor allem ab dem 13. Jahrhundert ihren Siegeszug in Europa antreten sollte, werden. Wo Kaufmann und Handwerker prinzipiell nach ökonomischen Grundsätzen lebten und kalkulierten, wurde auch die Wahrnehmung der Strukturen der alltäglichen Lebenswelt nach und nach von solchen Vorstellungen normiert. Zeit musste kalkuliert werden können, musste also eine rationalisierbare Größe sein, die nicht an die unberechenbaren Größen der Natur und der agrarischen Lebenswelt gebunden war. Die Entlohnung der Gesellen und Lehrlinge nach *Arbeitszeit* verlangte eine davon entkoppelte Technik des quantifizierenden Umgangs mit Lebenszeit – die ökonomische Rationalität sollte entscheidend werden für die extensive Etablierung eines linear-abstrakten Zeitverständnisses. Die Entwicklung der mechanischen Räderuhr zu dieser Zeit, von der uns allerdings weder Erfinder noch das genaue Jahr ihrer Erfindung bekannt sind, brachte hier einen Paradigmenwechsel mit sich: anstelle der kanonischen Temporalstunden konnten sich die Äquinoktialstunden als Zeiterfassungseinheit durchsetzen. Dadurch, dass in den Städten große Uhren an den Rathäusern angebracht wurden, wurde das veränderte Zeitverständnis visualisiert und durch die regelmäßigen Glockenschläge auch hörbar gemacht.

Übrigens kaum weniger entscheidend als die Durchsetzung einer vektoral strukturierten Zeitvorstellung war die direkt mit der Raumvorstellung verbundene Ansicht, dass Zeit eine universale Größe sei, die unabhängig von der konkreten Ordnung einzelner sozialer Systeme ablief. Eine solche universalisierte Vorstellung war es, die es letztlich überhaupt möglich machte, transkulturelle Kontakte aufzubauen, die nicht von einer letztlich Inkommensurabilität voneinander unterschiedener kultureller Gemeinwesen ausging – eine Vorstellung, die das Verhältnis des Römischen Reiches zu den „barbarischen“ Gebiet außerhalb seines Einflussbereiches faktisch bestimmt hatte.

Letztlich war die Durchsetzung eines rationalisierten, abstrakten und universalisierten Zeitverständnisses auch eine Entsakralisierung eines bestimmten Segments der konkreten Lebenszusammenhänge und damit i.g.W. ein Schritt der Entzauberung der Welt durch ein radikal transzendenzbezogenes Christentum, das die Zeit als Geschöpf und nicht als quasi-göttliche Macht verstand. Zeit wurde zum grundsätzlich leeren Ereignisraum, es kann von daher auch so etwas wie einen echten Fortschritt, eine echte Gestaltung der zukünftigen Welt

geben, die nicht nur sakrale, stetig wiederkehrende Strukturprinzipien bereits festgelegt ist, sondern dem gestaltenden Willen des Menschen offen steht. Fortschrittsoptimismus und Weltgestaltungswille, ja – wie Lucian Hölscher jüngst nachgewiesen hat – sogar die bloße Vorstellung, es könne eine prinzipiell leere und deshalb gestaltbare *Zukunft* geben, verdankten sich dieser Popularisierung christlicher Zeitvorstellungen unter den Rahmenbedingungen der bürgerlich-ökonomischen Revolution des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit.